

Hitze entwickelte, welche bei Sprüngen in der Decke oder der Nähe einer Holzwand leicht Brände hervorrief. Aus diesem Grunde entstanden Gemeinde- oder Gruppenbackhäuser.

Auch bei Einzelhöfen sieht man sie öfter entfernt vom Hofe stehen. Die Siebenbürger Sachsen haben ihr „Feuerhaus“, hauptsächlich zum Backen bestimmt, Tafel Siebenbürgen Nr. 1, Gehöfte Kastenholz, Schellenberg, Michaelsberg, wo das Feuerhaus, d. i. der Backofen nicht im Wohngebäude, allerdings nicht getrennt vom Hofe sich befindet.

Tafel Steiermark Nr. 6 bringt eine Flachsрröste, welche so vollständig einer Wohnstube ähnlich ist, daß die S. 46 begründete Herkunft der letzteren von der „Badstube“, d. i. eben Flachsрröste leicht einzusehen ist und was durch die oben erwähnte Doppelbenützung trefflich erläutert wird. Der Ofen dient einmal als Röst-, dann als Heizofen oder könnte wenigstens dazu dienen.

Tafel Steiermark Nr. 7 zeigt uns einen freistehenden Backofen mit Waschhaus.

E. Gebäude und Anlagen außer dem Wohnhaus des Bauers.

1. Ausnehmerhäuser.

Aus verschiedenen Gründen bewirtschaftet der Bauer seinen Hof meist nicht bis in sein spätes Alter, so lange er es imstande wäre, sondern überläßt ihn einem seiner Söhne, meist dem ältesten, manchmal auch dem jüngsten, um so lange als möglich Eigentümer zu bleiben. Es geschieht dies infolge Drängens der Söhne oder wegen Befreiung vom Militärdienste, auch um eine günstige Heirat zu ermöglichen. Der Alte wird dann zum Ausnehmer, Auszügler, Ausgedinger, zum Altbauer. Diese Übertragung muß unter unumgänglichen Rechtsformen geschehen, durch förmliche Abtretung, indem das Eigentum dem Jungbauer gegen bestimmte Leistungen an Altbauer und Geschwister im Grundbuche vorgemerkt wird. Wenn der Altbauer sich kein Vermögen zurückbehalten kann, bedingt er sich genau Wohnung, Unterhalt oder einen gewissen Geldbetrag dafür.

In früherer Zeit gab es im Hause überhaupt nur einen beheizbaren und bewohnbaren Raum, der auch vom alten Ehepaare mitbenützt wurde. Da es dort sehr oft zu Streitigkeiten kommt, so sucht sich jeder Bauer, wo die Einrichtung nicht besteht, noch während des Besitzes ein besonderes Haus oder zum mindesten eine eigene Stube und Küche zu schaffen. Dies geschah oft durch Einschlebung zwischen Küche und Stall (T.-T. IV, Abb. 2, 3 und 4) oder sonst irgendwo (Tafel Kärnten Nr. 8 im Pleschinhause). Gab es im Hause nur eine heizbare Stube, so war manchmal der Platz am Ofen vertragsmäßig für den Alten bestimmt und jedem anderen unzugänglich. Es ist ein schönes Zeichen für den Südtiroler, den Italiener, daß es dort keine Ausnehmerhäuser gibt und man deren auch nicht nötig hat. Alte und Junge leben friedlich zusammen in einem Gemache. Bei Deutschen und Slawen dagegen ist, wenn nur halbwegs tunlich, getrennte Wohnung für Jung und Alt vorhanden. Selbst in der Bukowina gibt es oft besondere Stuben, sogar Ausnehmerhäuser.

Am liebsten hat der Altbauer ein eigenes Haus mit Stube und Küche, in Salzburg „Zuhause“, in Kärnten „Beistübel“, in Niederösterreich manchmal auch „Stöckel“ genannt (s. Tafel Kärnten Nr. 9, Krain Nr. 1, Abb. 6).

Beim bayerischen Einzelhofe und auch bei Waldhufenanlagen mit ihren breiten Hausstellen war man um den Platz für das Ausnehmerhaus nie in Verlegenheit. Eher im fränkischen engen Dorfe. Allgemein stellte man es auf die dem Wohnhause im Hofe gegenüberliegende unbebaute Seite (s. T.-T. I,

Abb. 3 und 4, und Tafel Ungarn Nr. 1). Wo das Bauerngut groß war, stattete einmal ein Besitzer sein künftiges Ausnehmerhaus auch mit einer kleinen Wirtschaft aus und so blieb es dann für die Zukunft. Tafel Salzburg Nr. 1 ist das Bild eines solchen „Zuhauses“, aus dem durch Verkauf ein unabhängiger Hof geworden ist, das „Niedertraxl-Gütel“, ehemals Zuhaus vom „Niedertraxl-Gute“.*)

Das Ausnehmerhaus besteht gewöhnlich aus Küche mit oder ohne Vorhaus, Stube, manchmal noch einer Vorratskammer, alles in kleinerem Maßstabe als beim Bauernhause.

Wenn das Altbauernpaar abstirbt, ist das Ausnehmerhaus auf einige Jahre verfügbar, bis der Jungbauer in die Lage kommt, das Beispiel seines Vaters nachzuahmen. Für diese Zeit wird das Häuschen an einen Inwohner vermietet, einen Handwerker, Tagelöhner, welcher dasselbe oft auch nicht allein bewohnt, sondern mit einem noch Ärmeren teilt. Damit gehört das Ausnehmerhaus in eine andere, sofort zu behandelnde Gattung.

2. Kleinhäuser.

Im Dorfe leben außer den Vollbauern, welche ihren Unterhalt durch den Betrieb ihres Gutes allein verdienen können, noch verschiedene Personen, welche als Geschäftsleute, Fuhrwerker und Tagelöhner sich ernähren. Jeder von ihnen trachtet nach Grundbesitz, wenn auch in geringerem Maße oder nach einem damit verbundenen Hause, um sich verschiedene Lebensbedürfnisse billig und zuverlässig zu verschaffen. Ein solcher Besitz heißt Kleinhäuser, Keusche, Sölde, der Eigentümer, wenn er kein anderes Geschäft hat, nach dem Hause ein Häusler, Keuschler, Söldner. Ist kein Grund dabei, so spricht man wohl nur von einem Häusl. Leute, welche bei einem Besitzer in Miete wohnen, heißen Inleute. In der Regel besitzen sie keinen Grund. Doch kommt es häufig, besonders bei besser bestifteten Bauern vor, daß diese ihren Inleuten eine gewisse Grundfläche, sowie außer der Wohnung die nötigen Wirtschaftsräume gegen bestimmte Arbeiten zur Benützung überlassen. Bei den Heanzen heißt man sie „Hulden“.

Die kleinste Landwirtschaft ist jene, welche den Unterhalt einer Kuh gestattet, wonach also schon Stall, Futter- und Scheuerraum vorhanden sein muß. Die Kuh muß gewöhnlich die Milch liefern, dann auch die Zugsarbeiten zur Feldbestellung und Einbringung der Ernte leisten, womit dann der Milchbezug aufhört. Diese geringen Bedürfnisse und auch noch für einen vermehrten Viehstand lassen sich nebst der Wohnung leicht in einem Gebäude unterbringen.

Trotzdem findet auch hier oft in Gegenden, wo getrennte Wirtschaft üblich ist, eine Teilung in Wohn- und Stallgebäude statt, während im entgegengesetzten Falle wieder ziemlich große vereinigte Gebäude vorkommen.

Da der Vermögensstand und die Nebenbeschäftigung der Häusler sehr verschieden sind, der Besitz auch öfter wechselt, als beim Bauer, so findet man selten formgerechte Häuser. Auch Um- und Zubauten mit geringen Mitteln lassen keine Gleichförmigkeit aufkommen. Doch sind die Häuser immerhin häufig nach Art der Bauernhöfe in der Gegend erbaut, soweit es eben möglich ist, also bei fränkischer Form in der Zeile nach dem Hof hinein, höchstens manchmal eine kleine Scheuer, bezw. Schopfen quergestellt, dagegen im Gebiete des bayerischen Einheitshauses auch als solches und mitten unter getrennten Gehöften nicht selten auch mit besonderem Stalle.

*) Eigl. „Zeitschr. für öst. Volkskunde“, IX, S. 27.

Merkwürdig ist das „Weberhäuschen“ in Krombach, politischer Bezirk Gabel in Nordostböhmen, Tafel Böhmen Nr. 12, welches an eine Sandsteinwand angebaut, teilweise angelehnt ist.

Eigentümlich durch das malerische Äußere sowohl als auch durch die früher anderen Zwecken dienende Einteilung ist die auf Tafel Böhmen Nr. 13 dargestellte ehemalige Ölmühle, jetzt Kleinhaus, in Schanzendorf, Gerichtsbezirk Zwickau im nordöstlichen Böhmen. Auch hier sind Räume aus den Felsen gehauen.

Als Kleinhäuser können noch Gehöfte nach T.-T. I, Abb. 1 und 2, auch solche in noch kleinerem Maßstabe gelten. Das Niedertraxl-Gut, Tafel Salzburg Nr. 1, ist S. 153 besprochen worden. Tafel Kärnten Nr. 1, Keusche in Feistritz an der Drau bei Villach, das Haus eines Zimmermanns, ist als eine Art Meisterstück 1782 in ganz individueller Auffassung erbaut, hatte keinen Grundbesitz und diente bloß zur Wohnung. Die Ausstattung geschah auf Grund der ortsüblichen Überlieferung, der sich der Erbauer nicht entziehen konnte, doch mit Aufnahme und Verarbeitung von manchem, welches er in der Fremde gesehen hatte. Das Haus ist vor kurzem vollständig niedergebrannt.

Tafel Kärnten Nr. 6, Rumpler-Keusche am Millstätter-See, betrifft die Einteilung ähnlich den Kärntner Bauernhäusern, ist entgegen diesen als Einheitshaus hergestellt. Tafel Kärnten Nr. 8 und 9, Unter- und Ober-Debernigg-Keusche, ist wie ein kleines Bauernhaus ausgestattet.

Die Kleinhäuser verdanken ihre Entstehung verschiedenen Ursachen. Sie sind entweder von einzelnen aus eigener Kraft oder von altersher durch Grundherren errichtet, um ständige Arbeiter für den Gutsbetrieb zu haben, viele sind durch Teilung von Bauernhöfen entstanden. Ebenso wie der Großgrundbesitzer und unter ähnlichen Bedingungen haben auch wohlbestiftete Bauern schon in früherer Zeit Kleinhäuser erbaut und mit einigem Grund begabt, welche an einen „Inmann“ zur Benützung gegen Mitarbeit auf dem Hofe hintangegeben wurden, wie dies in den Alpenländern bei größeren und mittleren Höfen oft, in wohlhabenden Waldhufengegenden wie im Schönhengstgau fast stets der Fall ist. Im letzteren Falle steht das Inmannshaus gewöhnlich zwischen dem Bache, bzw. der Ortsstraße und dem weiter zurückstehendem Bauernhause.*) Im Böhmerwalde ist die Stellung verschiedenartig, oft aber ist das „I-häusel“ mit dem Hofe enge verbunden, manchmal unter demselben Dache (s. S. 62).

Wo die Verbindung mit dem Hause ziemlich locker war, so daß die Bedingungen der Grundlastenablösung der Jahre 1848 und 1849 Anwendung fanden, wurden solche Anlagen selbständig, wenn es nicht in anderer Weise durch Kauf oder Vererbung geschah. Auch wird oft das Ausnehmerhaus zeitweise an einen Inmann weggegeben. Wo es zum Hause gehört, ist der Inmann Wohnpartei und zur Lösung genügt einfache Kündigung.

3. E r d w o h n u n g e n .

Außer diesen bescheidenen Wohnbauten gibt es noch viel einfachere, welche teilweise an vorgeschichtliche Anlagen erinnern. Die Zigeuner haben sich an einzelnen Punkten in den ungarischen Ländern, in der Bukowina und in Bosnien, wenn auch sehr ungern, sesshaft gemacht. Die wandernden leben auch im Winter in Zelten. Diese und ihre sonstige Habe führen sie auf Wagen mit und die Familie des „Richters“ wohnt wohl auch in einem

*) Mitteilung des k. k. Konservators Alois Czerny in Mährisch-Trübau.

besonderen geschlossenen Wagen. Die Häuser der angesiedelten Zigeuner sind im günstigsten Falle auch gemauert, doch stets sehr klein. An vielen Orten, auch in der Bukowina, leben sie fast ständig noch in Erdwohnungen. In flachen Böschungen wird eine vorne etwa 1 m tiefe Grube ausgehoben, so daß dieselbe rückwärts die nötige Höhe für das Gemach erreicht. Vorne steht die Wand mit der Türe, allfällig noch einem Fenster, über diese wird oben nach rückwärts auf die Erde der Firstbaum gelegt, der das Dach trägt, welches mit Stroh, Rohr, Holz oder auch Rasen gedeckt ist. Ein altes Ofenrohr dient zum Abzuge des Rauches vom offenen Feuer im Innern der Hütte. Aber auch ungarische landwirtschaftliche Arbeiter im Alfölde wohnen samt Familie ebenso, im Sommer und oft auch im Winter. Desgleichen die „Kubikos“, die leistungsfähigen, bei der Anlage der Theißdämme gezogenen Erdarbeiter, welche in ganz Ungarn zu Erdarbeiten gesucht werden, ebenso Ziegelarbeiter auf die Dauer ihrer Beschäftigung im Sommer.

4. Landgasthäuser.

Dieselben sind fast stets mit Grundbesitz verbunden und sehr oft ist die Gastwirtschaft nur ein schwacher, gelegentlicher Nebenverdienst, der bloß an Sonn- und Feiertagen eintritt. In den Weingegenden, wo jeder Besitzer das Recht hat, das Zeichen des Schenkens eine gewisse Zeit hindurch „auszustecken“, wird jedes Haus zeitweilig zum Wirtshause. Die Gäste wissen sich zu bescheiden.

Solche Gasthäuser, wo fast nur Ortsbewohner verkehren, haben in der Regel Einteilung und Aussehen der Bauernhäuser der Gegend. Im Innern ist entweder ein besonderes Gemach zur Gaststube bestimmt oder es dient dazu ein größeres Vorhaus. Für den allfälligen Bedarf an Speisen genügt ein größerer Herd in der Küche, zur Aufbewahrung des meist nur in einer Art vorhandenen Weines der Keller. Selten fehlt in der Gaststube die bis an die Decke mit starken Latten vergitterte Schenke, bei den fast unausbleiblichen Keilereien eine Art Festung und Stützpunkt für die Wirtsleute.

Größere, an Straßen gelegene Gasthäuser, auch zur Einkehr von Wagen nach alter Art, hatten gleichfalls stets eine Landwirtschaft, und zwar größerer Art in Besitz, was wegen des Pferdehaltens, der Stallanlagen unbedingt nötig war. Es waren hier entsprechend große, geteilte Gaststuben für Einheimische und Reisende, Zimmer zum Übernachten, eine große Küchenanlage, Nebenräume, Stallungen, Futterböden u. s. w. nebst allem zur Landwirtschaft sonst Dienlichem nötig. Es sind in der Regel zweigeschossige Bauten, sehr oft mit Freistiegen, ohne feststehende Form. Im bayerischen Hausgebiete dagegen, also in den Alpenländern behielt man in der Regel auch die bayerische Hausform mit entsprechender Vergrößerung und Abtrennung der Wirtschaftsgebäude bei. Das alte Straubinger-Gasthaus in Wildbad-Gastein zeigt laut einem Bilde aus dem Jahre 1830 das Äußere eines großen Salzburger Einheitshauses in Blockwerk mit Hochlauben, die hier zum Verkehre in die Zimmer der Gäste dienten.

Tafel Oberösterreich Nr. 3, stattliches Gasthaus zu St. Agatha bei Goisern. Der Grundriß zeigt die bayerische Form des Bauernhauses mit dem zum Gange herabgesunkenen „Haus“, nur ist das Gebäude nach Länge und Breite größer als ein Bauernhaus. Die Wirtschaftsgebäude sind getrennt.

Tafel Oberösterreich Nr. 4, Ansichten und Schnitte eines Gasthauses zu Siegharting, Bezirk Scharding.

Tafel Steiermark Nr. 4, einfaches Dorfgasthaus bei Mixnitz mit großem Vorhaus für die Gäste.

5. Alm-, Schwaig- oder Sennhütten.

Im Hochgebirge benützt der Bauer hochgelegene Weiden für den Unterhalt seines Hornviehes in der milderen Jahreszeit, welche sich bereits in einer Höhe und Entfernung befinden, die weder eine ständige Bewohnung noch den täglichen Auftrieb zulassen. Je nach der verschiedenen Höhe von über 1000 bis 2000 *m*, in der sich die „Almen“ befinden, ist die Zeit der Benützung verschieden.

Auf diesen Weiden, Eigentum des Bauers, von Genossenschaften oder Gemeinden sind Bauten nötig, sowohl für die das Vieh wartenden Dienstboten, als auch teilweise für das Vieh selbst. Diese sind auch dann Eigentum des Viehbesitzers, wenn die Almen fremder Besitz sind. Häufig, besonders bei sehr hochgelegenen Hauptalmen, gibt es Zwischenalmen in geringerer Höhe, wo das Vieh im Früh- und Spätsommer geweidet wird. Kleine Besitzer in Vorarlberg wohnen dann während der Weidezeit auf der niederen Alm, wie dies sehr häufig in der Schweiz, im Engadin der Fall ist. Man heißt solche Besitze dort Maiensäße.

Unter gewöhnlichen Verhältnissen ist nur ein Gebäude vorhanden. Im Winter ist es unbewohnt, abgeschlossen und oft vollständig unter Schnee begraben. Es ist daher schon bei Auswahl des Platzes Vorsicht zu üben.

Obwohl es beim gewöhnlichen Aufzuge, Mitte Juni (St. Veit), und beim Verlassen der Almen, Ende September (St. Michael) in gewöhnlichen Höhen schon empfindlich kalt ist, sind diese Bauten sehr einfach hergestellt, immerhin aber so stark, daß sie dem Schneedruck widerstehen können.

Es gibt Almen für Ochsen und solche für Kühe, die verschiedene Einrichtungen bedingen. Ochsen sind, wo die Bodenverhältnisse günstig und die Alm nicht sehr weit vom Gehöfte entfernt ist, nicht unter steter Überwachung, sondern werden nur täglich durch eine vom Gehöfte aufsteigende Person besucht. Die Tiere bleiben stets im Freien und schützen sich bei Unwetter selbst durch Zurückziehen in den Wald oder an ruhige Stellen, so daß in diesem Falle Ställe nicht nötig sind. Für weit entfernte Ochsenalmen bestehen Halterhütten, die denkbar einfachst sind. Sie bestehen nur aus einem einzigen Raume mit einem aus Stein errichteten, niederen Herde in der Mitte, seitwärts der Lagerstätte, worüber einige Stellbretter sich befinden. Die Wände sind aus Rundstämmen oder Trockenmauerwerk mit Erdfugen, das Dach besteht aus Rundhölzern und ist mit Rinden oder Steinplatten gedeckt. Man verwendet möglichst Baustoffe aus der Nähe, denn jedes andere Stück muß aus dem Tale auf dem Rücken hinaufgeschleppt werden. Zur Milchlieferung hat der ständige Halter Ziegen bei sich, für die ein kleiner Stall an die Hütte angebaut ist.

Die Almen für Kühe erfordern mehrere Räume, und zwar den Wohn- und Schlafraum für den Senn oder die Sennerin, bezw. Sennin (in Steiermark Schwagerin genannt), der oft noch zugleich Küche ist, manchmal einen besonderen Schlafraum, einen Käse- und Milchkeller, Stall für krankes Vieh, Kälber, Kleinvieh, als Schweine, Ziegen, einen Bodenraum für Futter, welches im Sommer wegen herbsthlichen unvermuteten Schneefalles gesammelt werden muß und wovon ein Rest für das nächste Frühjahr bleiben soll. Manche Besitzer haben auch einen Nachtstall für das gesamte Vieh, der dann in der Regel im Untergeschoß der Hütte liegt, die schon deshalb so am Abhange angelegt ist, daß der Stall zum Teile im Boden steckt. Wenn immer möglich, läßt man das Vieh zu seinem Besten über Nacht im Freien. Ob ein Stall für das gesamte Vieh nötig ist, entscheiden die auf der Alm herrschenden Witterungszustände, die mehr oder weniger geschützte Lage durch Berge,

Eigenwald, die Höhenlage u. a. Zum täglich zweimaligen Melken werden die Kühe in den Stall oder in einen Pferch getrieben.

Die Küche dient nicht allein der Sennerin zum Kochen, sondern auch zum Käsebereiten. Der Herd ist ein Klotz aus Steinen oder ein Kreuzstoß aus Rundstämmen, mit Steinen ausgefüllt und hat über sich den Hängekessel für verschiedene Zwecke. Zum Schlafen dient der Sennerin eine nicht heizbare Kammer. Hilfspersonen oder Fremde schlafen im Heuboden. Die anderen Räume bieten nichts bemerkenswertes.

Der Ort für die Hütte ist, wenn tunlich, in der Mitte der Alm, doch soll sie wieder nahe dem Wasserbezuge, geschützt vor Schneelahnen, Stürmen und am Wege nach dem Tale sein. Der Milch- und Käsekeller muß gegen Norden liegen.

Die Bauart ist auch hier sehr einfach, doch bedeutend sorgfältiger als bei Ochsenhalthütten. Die Wände sind wie bei diesen, doch dichter und sorgfältiger gemacht, ebenso das Dach, welches manchmal schon mit beschwerten Legschindeln gedeckt ist. Die Türen sind sehr niedrig, nur aus einfachen Brettern, die kleinen Fenster haben oft noch keine Glasscheiben, sondern nur Holzschieber. Decken hat man nur, wo es sich um die Ausnützung des Bodenraumes als Heulager handelt und dann meist aus mittelstarken dichtgelegten Rundstämmen.

Tafel Kärnten Nr. 2, Sennhütte aus dem oberen Mölltale bei Heiligenblut, unterhalb der Briceius-Kapelle gelegen. Der Raum links ist Küche, zugleich der eigentliche Wohnraum mit dem Herde, rückwärts befinden sich Milchkeller und Schlafkammer, rechts der Stall, oberhalb der Bodenraum, zugänglich von der Küche mittels Leiter. Die nach innen aufgehenden Türen haben nebst dem Flügel aus Brettern noch Vortüren in halber Höhe, um den unerwünschten Eintritt des Viehes zu hindern und doch lüften zu können.

Tafel Tirol Nr. 6, Bild einer hochgelegenen Sennhütte. Zum Schutz gegen Wetter ist sie nach rückwärts in den Abhang eingegraben.

Sehr stattliche Almhütten, Bauernhäusern an Größe gleichend, sind in Vorarlberg zu finden.*)

Selbstverständlich ist auf den Almen für genügenden, möglichst bequemen Bezug von Trinkwasser, sowie entsprechende Tränkvorrichtungen zu sorgen. Das Vieh kann in der Regel nur bei der Hütte, wo gewöhnlich allein Wasser zu haben ist, saufen und ist daher bei der Ankunft von der Weide sehr durstig, weshalb sofort für eine große Zahl Tränkgelegenheit vorgesorgt sein muß. Dies geschieht durch Aufstellung eines langen Troges, gewöhnlich aus einem Stamme gehöhlt, in welchem einerseits die Quelle eingeleitet ist. Wo keine Quellen auf der Alm vorhanden sind, wie im klüftigen Kalkgebirge, behilft man sich durch Sammlung des Regenwassers der Hütten mittels Dachrinnen in großen Bottichen oder durch Bedeckung der in Mulden bleibenden Schneelager, beides im Schneeberg- und Raxgebiete in Übung.

Es gibt auch allerwärts in und außer den Alpen ähnliche einfache Hütten, welche entweder für kurze Zeit oder sowohl im Sommer allein als auch im Winter als Wohnung dienen müssen. Charakteristisch ist daran, daß dies mit einer oben bemerkten Ausnahme nicht mit Familie geschieht, sondern daß die Bewohner nur zeitweise von der Heimat entfernt leben. Dieser Umstand ist für die Bauweise und Einrichtung dieser Anlagen maßgebend. Es sind die Hütten von Holzarbeitern und Hirten.

Die Holzknechthütten für Sommeraufenthalt sind oft nur Zelte aus Rinden oder sonst in einfachster Weise hergestellt. Sorgfältiger sind die Winter-

*) Modell im Museum für österr. Volkskunde, aus Bezau.

hütten ausgestattet, obwohl auch diese mit dem abgetriebenen Walde verschwinden. Im Innern ist ein einziger Raum. Er ist mit einfachen Blockwänden umgeben, hat eine Decke aus Rundholz und ein Dach aus Baumrinde. Gekocht wird stets im Freien, gedeckt durch ein Vor- oder Notdach und eine Schirmwand, da im Innern die notwendig geringe Höhe eine stärkere Rauchentwicklung nicht zuläßt. Dort wird vor dem Eintreffen der Männer auf kurze Zeit ein offenes Feuer zur Erwärmung gemacht, wovon sich der Rauch bald verliert. Bemerkenswertes über diese Hütten berichtet J. R. Bünker.*)

Die Köhlerhütten sind verschieden, je nachdem das Kohlen kürzere oder längere Zeit dauert. Da meist dort die Familie auch haust, sind sie daraufhin eingerichtet.

In der Tiefebene Ungarns, wo man Pferde- und Hornviehzucht mit Weidefütterung betreibt, bleiben die Hirten mit dem Vieh nur im Sommer draußen. Mangels an Holz machen sie die einfachen Hütten zeltartig aus Rohr.

Gewöhnlich betrachtet man alle diese ursprünglichen Anlagen als Urbilder des Bauernhauses. Mit Rücksicht darauf, daß jene doch nur für zeitweiligen Gebrauch, fast stets nur für ledige Leute dienen und an den Standorten eine sehr beschränkte Auswahl an Baustoffen herrscht, andererseits doch wieder vorzügliche Werkzeuge zu Gebote stehen, kann obige Annahme nur mit bedeutender Einschränkung zugelassen werden. Schließlich sind doch die menschlichen Bedürfnisse immer ähnliche und müssen daher auch überall Ähnliches hervorbringen.

6. Ställe.

Die innigen Beziehungen zwischen Wohnung und Stall sind auf S. 45 berührt worden. Wegen der untergeordneten Bedeutung des nur allmählich zunehmenden Ackerbaues war der Stall im Westen das wichtigste, bezw. einzige Wirtschaftsgebäude und oft zugleich Wohnung des Menschen. In der Bukowina war dies umgekehrt. Auch unter den bescheidensten Verhältnissen war doch stets ein wohlverwahrtes Wohngebäude vorhanden, während man früher keine Ställe, oft nur einen Pferch hatte, gleichwie in Bosnien und der Herzegowina, und das Vieh sich dann stets im Freien aufhalten muß.

In der Ebene ist der Stall allmählich im Verhältnisse zu den übrigen Anlagen zurückgetreten, im Gebirge ist ihm seine wichtige Stellung geblieben (s. S. 43).

Gewöhnlich bezeichnet Stall den Aufenthalt für das Vieh, Stadel das Gebäude für Kornfrucht und Heu. In der Ebene und bei vorwiegendem Körnerbau sind die Scheuern für sich allein, im Gebirge ist die Scheuer, welche hier mehr für das Viehfutter dient, oberhalb des Stalles untergebracht und man heißt das ganze Gebäude Stadel, auch Futterhaus im Gegensatze zum Wohngebäude, dem Feuerhause. Die Behandlung des Getreides findet also auch ober dem Stalle statt. Mitunter ist bei alten Gebäuden oder kleineren Wirtschaften das Obergeschoß nicht ausgebildet und Futter und Frucht werden im Dachraume behandelt (s. S. 162, Tafel Kärnten Nr. 5).

Man unterscheidet die Ställe nach den einzustellenden Tieren in Pferde-, Ochsen-, Kuh-, Schaf- und Ziegenställe. Je nach der Wirtschaftsweise überwiegt eine oder die andere Gattung, einzelne fehlen oft, selten aber Schweineställe. Der Ackerbauer hält Zugvieh und Kühe für seinen Milchbedarf, zum Verkaufe wenn möglich, und wegen Schlachtkälberzucht. Früher hatte er nur wenige Kühe, infolge der jetzigen intensiven Wirtschaft mit Fruchtwechsel

*) „Mitt. der Anthropol. Ges.“, XXXII, S. 241 ff.

und Düngerbedarf jedoch bedeutend mehr. Der Gebirgsbauer hat meist nur Zuchtvieh. Der Ärmere verwendet zum Zuge zeitweilig auch Kühe.

Die bäuerlichen Ställe sind bisher nach verfehlten Grundsätzen erbaut worden, nämlich mit möglichstem Ausschlusse von Licht und frischer Luft, nieder, mit nur wenigen, kleinen, stets geschlossenen Fenstern, weshalb Tiere und Menschen, die dort auch schlafen müssen, höchst ungesund untergebracht sind. Die Wände machte man ursprünglich meist aus Block-, später aus Mauerwerk, da ersteres wegen der außerordentlich feuchten und verdorbenen Stallluft raschem Verderben unterworfen war, während das Wohngebäude noch lange und gerne aus Holz belassen wurde. Übrigens sind trotz des großen Holzwertes in den Alpenländern, auch schon teilweise in den Karpathen, noch zahlreiche Ställe in Blockwerk vorhanden.

Tafel Mähren Nr. 1 bringt einen solchen aus dem Schönhengstgau, mitten im großen Verkehre gelegen. Es ist dies nur aus dem Besitze des Bauers an Wald zu erklären. Doch eigenes Interesse und gesetzliche Vorschriften machen Neubauten hölzerner Ställe mit einzelnen Ausnahmen fast unmöglich.

Verhältnismäßig gesünder sind Flechtwerkwände, wie sie in den Ostkarpathen noch häufig vorkommen und in Südungarn, Siebenbürgen und Kroatien keineswegs ganz verschwunden sind.

Die Ställe für das Großvieh sind meist nach den Gattungen wenig voneinander abweichend, bloß in Einzelheiten, die uns hier nicht interessieren. In den fruchtbaren Gegenden von Steiermark und Kärnten sind bei den dort häufig vorkommenden großen Höfen die Viehställe zu besonderer Größe herangewachsen und stets zweigeschossig. Auch hier findet noch in der Regel im Obergeschosse der Drusch des Getreides statt, wenn nicht umfangreicher Besitz an Ackerfeldern eine besondere Scheuer erfordert. Man nennt in jenen zwei Kronländern die großen Stallscheuern „Moarstadel“, d. i. Stadel eines Moar, womit man einen gut gestellten Bauer bezeichnet, mindestens bezeichnet hat, wie die vielen Gehöftennamen mit Moar beweisen. In Oberösterreich sind auf diese Art die vielen mit Mayer zusammengesetzten Haus- und Familiennamen entstanden. Der Name weist auf Erstgeburtsrecht hin.

Tafel Salzburg Nr. 6 enthält die Pläne eines großen Viehstalles im Salzburger Lungau mit den Futterräumen im Obergeschosse, einer Hochtennanlage mit Tennbrücke. Mit dem Hause, zu welchen dieser große Moarstadel gehört, ist außerdem noch ein Stall mit Hochtennanlage zum Einheitshause verbunden. Tafeln Nr. 5 und 6 bringen noch den zum selben Gute gehörigen Pferd- und den Schafstall. Interessant ist auch Staudingers Stadel, Tafel Salzburg Nr. 4.

Für Schweine sind niedrige Koben am Düngerhaufen, mit gedecktem Futtergang aufgestellt. Schafställe kommen gegenwärtig nur in Weidebezirken vor und auf Gütern, wo wegen minderwertigen Grundes nur Weideausnützung möglich ist. Zur Zeit der Brache vor Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden Schafe von Herrschaften und Bauern gehalten, nachdem sie in den Brachfeldern geweidet werden konnten. Jetzt macht man bei Bauern, falls sie einige Schafe halten, im Kuhstall einen Pferch. Desgleichen sind auch Ziegen und das Federvieh dort zu Gaste.

Die Hühner werden, wie wir bei Besprechung der Öfen gesehen haben, häufig in der Stube unter der Ofenbank gehalten, in Salzburg und Tirol auch unter der an der Fensterwand herumlaufenden Bank. In beiden Fällen hat man manchmal gegen den Hof oder überhaupt nach dem Freien in der Wand ein Loch mit Türchen, um die Hühner ins Freie lassen zu können. T.-Abb. 56 bringt eine solche Einrichtung aus Eben unterhalb des Achen-sees zur Anschauung, wo oberhalb das Bild eines Hahnes im vorstehenden

Putz angebracht ist. Auch in der Küche bringt man die Hühner im Winter unter, jedoch nur, wenn sie keinen offenen Schlot hat. Auf den Tafeln Steiermark Nr. 8 und Kärnten Nr. 4 und 5 sind die in den Rauchstuben befindlichen Hühnersteigen bezeichnet.

Die Tauben sieht man gerne auf dem Bauernhofe, da sie sich ihr Futter dort selbst, auf der Straße und auch in anderen Höfen, z. B. in der Mühle holen, einen beliebten Braten liefern und fast keiner Pflege bedürfen. Am einfachsten ist eine Abteilung innerhalb des Giebels auf dem Dachboden, sofern derselbe hoch genug liegt, daß kein Marder hinaufkommen kann und wo die Tauben ungestört aus- und einfliegen und nisten können, Tafel Böhmen Nr. 14, Niederöls.

Sicherer sind die Taubenhäuser (Taubenkobel), Häuschen auf hohem Baume, mitten im Hofe stehend. (Tafel Böhmen Nr. 4 und 10). Der Baum wird oft zum Schutze gegen den Marder in einer gewissen Höhe rund herum mit Blech beschlagen. In größeren Wirtschaften hat man, bei uns freilich sehr selten, gemauerte Taubenhäuser in Form runder Türme. Ein solcher ist in einer Mühle zu Fischamend, unterhalb Wien an der Donau zu sehen, ein kleinerer zu Pellendorf bei Himberg. Die unteren Geschosse dienen zu Wirtschaftszwecken.

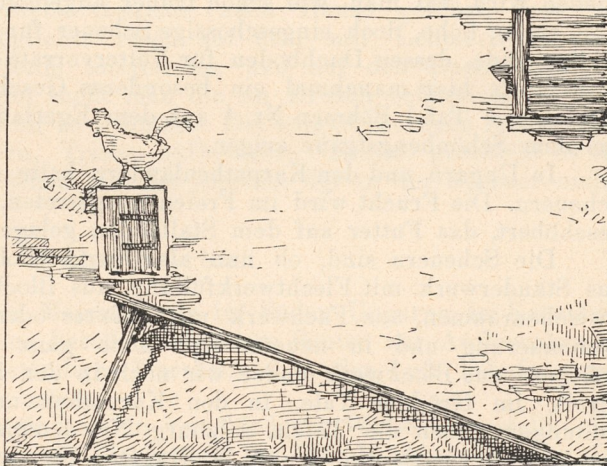
Je weiter man in der Zeit zurückgeht, desto geringer war die Fütterung des Viehes im Hause, desto größer der Weidengang, umso geringer der Raum, den man im Hause für das Futter benötigte. Während die Sommerweide in Ungarn und Galizien noch fast allge-

mein ist, in Gebirgsgegenden und unter besonderen Verhältnissen kaum je verschwinden wird, besteht in vorgeschritteneren Gegenden seit vielen Jahrzehnten schon reine Stallfütterung, daher dort große Räume zur Futterlagerung vorhanden sein müssen. Diese sind aus Bequemlichkeit immer über den Ställen, ursprünglich auf dem Dachboden. Zum nächsten Gebrauch hat man oft neben dem Stalle besondere Futterkammern.

Bei größerer Viehzucht und wenig Weide ist, wie schon erwähnt, seit langem über dem Stalle ein weiteres Geschöß nebst dem Dachbodenraum erforderlich, welches fast stets auch zur Behandlung der Kornfrucht dient.

Der Stall ist, wie man sieht, im Gebirge mit der Scheuer enge verbunden, da im Obergeschosse (oder im Dachboden) Futter und Frucht nebeneinander lagern. In der Darstellung der Einheitshöfe, S. 59, ist das Verhältnis zwischen Stall und Scheuer in einem Gebäude klargelegt worden und dies gilt auch dann, wenn das Wohnhaus getrennt davon ist. Außer den dort angezogenen Tafeln sind noch folgende zu bemerken: Tafeln Kärnten Nr. 5, 6 (Haus Nr. 7), 8 und 9 mit der Einfahrt in die Scheuer über eine

Abb. 56.



Hühnersteig in Eben.

Tennbrücke bei Tafel 4 vom erhöhten Erdboden aus. Zugleich wird auch auf die S. 160 behandelten Moarstadel verwiesen.

Bei den Székclern in Siebenbürgen ist oberhalb des Stalles, an den Langseiten vortretend, ein Kniestock über dem Stalle gemacht, der nebst dem Dachraume für Aufbewahrung des Futters dient. Dadurch wird der darunter liegende Raum außerhalb des Stalles gut vor dem Regen geschützt und die Tragbalken über dem Stalle erhalten als eingespannt erhöhte Tragfähigkeit.*)

Eine abnormale Anlage zeigt Tafel Steiermark Nr. 8, wo der Stall unter der Wohnung liegt und für die Scheuer ein besonderes Gebäude besteht.

7. Scheuern.

In Gegenden mit überwiegender Viehzucht ist die Scheuer, wie im vorhergehenden Abschnitt entwickelt, ober dem Stalle im Dachboden oder in besonderem Geschoße. In Landstrichen mittlerer Höhe oder in der Ebene, wo neben größerer oder kleinerer Viehzucht auch beträchtlicher Ackerbau betrieben wird, hat man, wie schon früher angedeutet, außer dem Futterboden eine große, hohe, doch eingeschossige Scheuer für Getreide allein neben dem Stallgebäude, dessen Dachboden für Futtermaterial bestimmt ist. Gegenwärtig wird auch hier manchmal ein besonderes Geschoß für Futter allein aufgesetzt, wie Tafel Böhmen Nr. 4 aus dem Egerlande und Tafel Mähren Nr. 1 aus dem Schönhengstgaue zeigen.

In Ungarn und den Karpathenländern hatte man bis vor kurzem wenig Scheuern. Die Frucht wird im Freien ausgetreten, das Stroh in Tristen aufgeschöbert, das Futter auf dem Stallboden gelagert.

Die Scheuern sind, ob nun als Obergeschoß oder selbständige Bauten, aus Ständerwerk mit Flechtwerkfüllung, aus Blockwerk, und zwar meist mit Zwischenräumen, aus Fachwerk mit äußerer oder innerer Verschalung, mit Ausmauerung und in neuerer Zeit auch ganz aus Mauerwerk hergestellt. Scheuern aus Blockwerk finden wir noch in den inneren waldreichen Tälern Tirols, im Grödner Tale, in den Karpathen und im Böhmerwalde. Darstellungen geben die Tafeln Salzburg Nr. 4, eine malerische Anlage, Nr. 5 und 6; Steiermark Nr. 6 und 7; Kärnten Nr. 4, 5, 6 und 9; Tirol Nr. 1; Mähren Nr. 1 und 2.

Aus Flechtwerk sind die Wände dort, wo dieses üblich ist, so in Galizien und der Bukowina, früher in ganz Ungarn, soweit es Scheuern gab. Blockwerkscheuern sind, wie erwähnt, nur als Reste früherer Zeit in gebirgigen Gegenden zu finden. Am weitesten verbreitet ist gegenwärtig das Schalfachwerk, eigentlich ein Ständerbau mit Ausriegelung zur Befestigung der Schalung. Meist ist diese richtig außen, nur in Krain und sehr häufig in Tirol macht man sie innen und erzielt durch kreuzweise gestaltete Streben hübsche Wirkung. Statt der Holzständer macht man häufig gemauerte Pfeiler. In Nordböhmen ist die Scheuer oft ganz von ausgestaktem oder ausgemauertem Fachwerk, Tafel Böhmen Nr. 4, letzte Abbildung. Ganz gemauerte Scheuern entstehen fast nur unter dem Zwange der Bauvorschriften, da sie die wünschenswerte Austrocknung des Inhaltes hintanhaltend.

Das Dach ist je nach Landessitte flaches Legdach, steileres Stroh- oder Schindeldach, auch Ziegeldach, dieses für gemauerte Bauten.

Die Scheuer besteht aus einer oder mehreren Tennen, zum Einfahren und Dreschen der Garben. Die seitlichen Behälter heißen im bayerischen

*) Mitteilung von Prof. Karl Fuchs, Preßburg.

und fränkischen Gebiete, bei Westslawen und Slowenen Barren, Halb-, Stroh- oder Heubarren, fränkisch auch Bansen, letzteres in Nordböhmen und Nordungarn. In Oberösterreich und Salzburg ist der Name Esn, Strohesn, Futteresen, von atzen, essen üblich.

Die Tenne besteht aus sorgfältig gemachtem starken Lehmestrich oder wohlgefügttem Pfostenboden, die Barren haben nur den geebneten Erdboden. Die beiderseits der Tenne stehenden Tore sind in Breite und Höhe den beladenen Erntewagen entsprechend weit, in der Ebene bis 3·5 *m* bei 4·5 *m* Höhe, im Gebirge je um 1 bis 1·5 *m* kleiner wegen der schwächer beladenen Wagen.

Die S. 111 ff. besprochenen Hochlauben finden auch beim Obergeschosse des Stalles oder Schopfens, der Scheuer oder dem Futterraume Anwendung und dienen hier zum bequemen Hinaufreichen der Frucht und des Futters vom Wagen, sowie auch zum Trocknen von feucht eingebrachter Ernte. S. Tafeln Böhmen Nr. 4, Mähren Nr. 1 und 2, Küstenland Nr. 1. Oft ist auch zu letzterem Zwecke außen eine Harfe angebracht.

Im mittleren und südlichen Ungarn, wo, wie erwähnt, Scheuern noch nicht sehr häufig sind, da zur Zeit der Ernte wenig Niederschläge vorkommen, wird das geschnittene Getreide nach Hause geführt, dort im Freien aufgeschlichtet, möglichst rasch auf dem mit Lehmestrich versehenen Tretplatz durch Pferde ausgetreten und auf den Dachboden gebracht. Bei plötzlichem Regen sucht man die im Drusch befindlichen Ähren durch übergelegtes leeres Stroh zu schützen. Die ausgedroschenen Ähren, das Stroh, wird dort in Schobern, Tristen aufbewahrt. Ebenso geschieht es in getreidereichen Ländern für jenen Teil des Strohes, der in der Scheuer nicht Platz findet.

8. Maiskörbe.

In Ländern mit großem Maisbau, wie im Süden Ungarns, in Kroatien, Ostgalizien und der Bukowina bestehen besondere Bauten zur Aufbewahrung der Kolben, welche ein beständiges Durchstreichen der Luft behufs sorgfältiger Trocknung erlauben müssen.

Je nach Landesbrauch sind sie in verschiedener Weise hergestellt. In den Ländern, wo man auch sonst Flechtwerk für Wände gebraucht, also in Ostgalizien, der Bukowina, in Süd- und Südostungarn, Kroatien und Bosnien verwendet man dieses dazu und heißt sie dann mit Recht Körbe (Tafeln Bukowina Nr. 2 und 3). Sie sind nur mäßig groß und man verwendet in jeder Wirtschaft eine genügende Anzahl. Der Korb ist an den Ecken abgerundet, außen und innen durch aufrechte Hölzer versteift, die mit Zangen verbunden sind und mittels Streben gegen den Boden in seiner Lage wider den Winddruck gehalten. Eine vorgeschrittenere Bauart sind die Kukurutz-Sallasche in Mittelungarn, Siebenbürgen und Südsteiermark. Die Längenabmessungen dieser Körbe, die zumeist in jeder Wirtschaft in einem Stücke vorhanden sind, richten sich selbstverständlich nach dem Umfange der Ernte. Alle haben nur die geringe Breite von etwa 1 bis 2 *m* und stehen auf einem Plateau aus Holz auf Pfählen oder Mauerpfählern.

9. Heustadel.

In den Alpenländern besitzen die Bauern oft bis zur Höhe von 1500 *m* und noch mehr mähhare Hochwiesen, wohin aber kein mit Zugtieren gespannter Wagen kommen kann, daher das Heu nur im Winter auf Schlitten durch Menschen zu Tale gebracht wird. Zur Aufbewahrung bis zu dieser Zeit

hat man dort auf den Wiesen einfache Hütten. Interessant sind die Stadel auf der fast 2000m hoch gelegenen Seiseralp im Gröden in Tirol. Dort stehen neben den Heustadeln noch Kochhütten, da die Mäher mehrere Tage lang oben bleiben. Geschlafen wird im Heu.

Tafel Kärnten Nr. 2 bringt die Zeichnung eines Heustadels aus dem oberen Mölltale. Statt einer Türe ist ein Einsteigloch. Ein förmlicher Verschuß findet selten statt. Die Öffnung wird auf folgende Art geschlossen: Die lotrechten Gewändstücke derselben haben eine Nut, in welche entsprechend lange wagrechte Stangenstücke eingelegt werden. Zur Einbringung dieser ist eine Nut oben ausgeschlitzt. Das Vordach ist auf der Seite des Loches gewöhnlich etwas größer, auch zu dem Zwecke, um den Schlitten unterstellen zu können.

Die Heustadel kommen öfter auch dort vor, wo die Wiesen bequem zu den Häusern liegen und wo man auch jederzeit mit dem Wagen ankommen kann, so in den Seitentälern der Salzach, im Inntale bei Kundl, östlich von Innsbruck, bei Toblach, in besonders großer Zahl aber um Wallern im Böhmerwalde, wo sich allein gegen tausend befinden. Ein Grund hierfür ist schwer herauszufinden, es müßte nur sein, daß im Orte wegen der engen Bauart kein Platz für das Heu ist. Die Feuersicherheit ist bei dem früher ausschließlichen Blockwerkbau durch die Entfernung des Heues wohl nicht wesentlich vermehrt worden.

Eine andere den Karpathen eigene Anlage sind die Heudächer^{*)} oder Heubergen zur einfachen Aufbewahrung des Heues beim Hause oder auch außerhalb im Felde. Vier hohe Holzsäulen tragen ein Zelt- oder Pultdach, welches entweder fest mit demselben verbunden ist, oder durch eine einfache Vorrichtung (Rolle mit Schnurzug) entsprechend gehoben oder gesenkt werden kann. Manchmal ist noch unten auf eine geringe Höhe eine Schalung um die Säulen vorhanden. Der Boden ist durch Steinpflaster oder Holzbelag gegen Erdfeuchtigkeit verwahrt. Freie Heuschober ohne irgend welchen Schutz kommen übrigens sehr häufig an allen Orten vor.

10. Harfen oder Hilgen.

Im südlichen, slawischen Steiermark, im salzburgischen Lungau, in Kärnten, Krain, im Küstenlande am Isonzo und im Pustertale westlich bis Bruneck kommen die zum Trocknen der feuchten Feldfrucht bestimmten Harfen oder Hilgen vor. Sie bestehen entweder aus einfachen Wänden aus Säulen mit wagrecht durchgesteckten Stangen, wie Tafel Kärnten Nr. 2 zeigt, oder es sind förmliche Gebäude aus zwei Harfenwänden mit Dach darüber. Wieder andere haben Zwischenböden, unter welche die Fruchtwagen einfahren können und deren Obergeschoß zur Lagerung der Ernte dient. Zwischen den Stangen werden die zu trocknenden Garben oder Futter eingeflochten. Man macht auch bei verschalten Scheuern im Obergeschoße auf der äußeren Seite der Hochlaube derartige Harfen zum selben Zwecke, wie es nach Tafel Kärnten Nr. 3 im Maltatale zu sehen ist.

Die Harfen findet man meistens bei Slowenen, dann auch bei Deutschen im tirolischen Pustertale bis Bruneck, vereinzelt im Unter-Inntale. Dagegen sind sie in der deutschen mitten unter Slowenen liegenden Gottschee nicht vorhanden. Die angeführten Landstriche sind meist entweder noch gegenwärtig

^{*)} Kaindl: „Mitt. der Anthrop. Ges.“, XXVI, S. 158 und Franko, „Zeitschr. für österr. Volkskunde“, XI, S. 23 ff.

slawischer Boden oder waren es mindestens diesseits der Toblacher Wasserscheide. In Kroatien oder anderen südslawischen Ländern dagegen sind die Harfen nur an der steierischen Grenze noch zu sehen. Merkwürdig ist ihr Vorkommen im Gebiete des obersten Rheines und im Tessiner Kanton der Schweiz.

11. Schopfen.

Man bezeichnet mit diesem Namen Gebäude, welche gewöhnlich nicht auf allen Seiten geschlossen sind, zum Unterstellen von Fahrzeugen und größeren Geräten dienen und oft auch die davon herrührenden Beinamen tragen. Man lagert dort außerdem vorrätiges Bau- und Brennholz, Laubstreu und dergl. und benützt sie zur Vornahme größerer Arbeiten, als Verkleinerung des Brennholzes, Zurichten des Futters. Hier steht auch die „Hanselbank“ (Schnitzbank), auf welcher der Bauer verschiedene Ausbesserungsarbeiten an den Geräten vornimmt.

In einfachen Fällen ist es oft nur eine Art Vordach auf zwei Säulen, an ein größeres Gebäude angestoßen, was man „Schopf“ nennt, woher das Wort Schopfen wohl auch genommen sein dürfte.*) Im südöstlichen Oberösterreich sagt man statt dessen auch „Labn“, in Salzburg „Hütt'n“.

Der Dachraum des Schopfens wird bei besserer Ausführung und geeigneter Lage wie bei den Ställen oft als Futterlager benützt, manchmal wird zu diesem Zwecke sogar ein besonderes Geschöß aufgesetzt, Tafeln Böhmen Nr. 4 und 11. Der Schopfen bei der Einfahrt in den Bauernhof von Waldhufengehöften ist S. 41 erwähnt. Auch in Oberösterreich macht man Einfahrten unter dem Schopfen, um Erntewagen bei Regen schnell im Trockenen zu haben, T.-T. II, Abb. 22.

Die Schopfen sind so einfach, als es die Landessitte zuläßt, hergestellt. Die Wände macht man aus Flechtwerk zwischen Ständern, Lehm, Block- oder Fachwerk, oft schon aus Mauerwerk. Das Dach ist gleichfalls sehr einfach und nach dem Ortsgebrauche ausgeführt.

Tafel Salzburg Nr. 3, Schopfen für Wagen im Erdgeschosse, im Obergeschosse mit Strohlager. Eingebaut ist ein Kasten (Speicher) aus Blockwerk.

Tafel Kärnten Nr. 3, letztes Bild bringt gleichfalls einen Schopfen.

12. Kasten (Speicher).

Bei den unvollkommenen Verkehrsmitteln früherer Zeit und dem Zwange, den Unterhalt möglichst aus den eigenen Erzeugnissen zu bestreiten, war es für den Bauer nötig, nicht nur Futter für sein Vieh, Saat für den nächsten Anbau, sondern auch Nahrungsmittel für den Unterhalt der Bewohner des Hauses bis zur künftigen Ernte im Hause zu haben und sich den Bedarf von der Ernte zurückzubehalten. Bei einer stärkeren Mißernte war früher Hungersnot unausbleiblich.

Da die Holzhäuser der früheren Zeit im Falle ausbrechenden Brandes samt ihrem Inhalte zu einem Aschenhaufen wurden, so wäre das Unglück noch größer gewesen, wenn auch die Vorräte vernichtet worden wären. Daher errichtete man zur sicheren Aufbewahrung derselben in der Nähe des Hauses, von der Wohnung aus gut zu sehen, ein besonderes Häuschen, pflanzte Bäume herum, die den Blitzstrahl auffangen und es auch vor Windanfall und Flugfeuer behüten sollten. Man hieß es Kasten.

*) S.: M. Heyne: „Das deutsche Wohnungswesen“, Leipzig 1899, S. 180 und 208.

Diente der Kasten ausschließlich für Korn, so hieß er Getreidekasten. Weiters bewahrt man dort Rauchfleisch, Fettwaren, Hülsenfrüchte, Obst. Zur Sicherung vor zahlreichen menschlichen und tierischen Dieben und Näschern mußte er gut verwahrt sein. Den Schlüssel führt in der Regel Bauer oder Bäuerin bei sich. Die Wände sind aus Mauerwerk oder solidem Blockwerk, die Tür ist solid und mit gutem Schlosse versehen. Besonders galt es Fleisch und Speck vor den Nagetieren zu sichern, welche sich mittels ihrer scharfen Zähne den Weg nach innen zu bahnen suchten. In dieser Beziehung war ein allein-stehendes Gebäudchen leichter zu verwahren, als eine Vorratskammer im Hause, wo diese Diebe von unten und oben, von allen Seiten, durch die geöffnete Türe leicht eindringen konnten. Allerdings hat man im Hause auch noch eine Vorratskammer, doch mehr für den Hausgebrauch, für Milch und Nahrungsmittel, die schnell verbraucht werden.

Die Kasten waren aus obgenannten Gründen früher allgemein verbreitet. Gegenwärtig, wo auch der Bauer an der Geldwirtschaft teilnimmt und wo es selbst in entlegenen Gegenden möglich ist, sich leicht und schnell mit jederlei Verbrauchsgegenständen zu versehen und wo man es versteht, sich auch im Hause sichere Vorratskammern anzulegen, ist ein großer Teil der Speicher verschwunden oder wurde für andere Zwecke, z. B. zu Wohnungen verwendet.

Im Gebiete des Blockwerkbaues ist der Kasten aus starken, wenn tunlich lärchenen oder eichenen Bäumen in genauer Bearbeitung hergestellt. Sockel und allfälliges Untergeschoß macht man gerne aus Mauerwerk. In manchen Gegenden erbaute man den Kasten zumeist in Mauerwerk mit feuersicherem Dache, was wohl sehr zweckmäßig war. Der untere Raum diente als Keller und war für Rüben, Erdäpfel u. dgl. soweit Kühle erforderlich, bestimmt. Auch Mäuse und Ratten sind dadurch am besten abgehalten. Die hölzernen Kasten haben wieder den Vorteil der Trockenheit.

Man hat bei hölzernen Speichern gegen diese unermüdlichen Belagerer aller Speisevorräte besondere Mittel. Man stellt den Speicher nicht unmittelbar auf die Erde, sondern, wie Tafel Tirol, Nr. 2, (Rodl in Unterrain) zeigt, auf vier Füße aus Wurzelstöcken, welche so unterschritten sind, daß die Mäuse nicht bis an den schwebenden Kasten kommen können. Manchmal sind die Stützen in dieser Art auch doppelt unterschritten. Derlei Wurzelstöcke sind zugleich auch sehr wetterbeständig. Eine interessante Einrichtung ist bei Speichern im Kanton Wallis getroffen, wie man im Werke: „Das Bauernhaus in der Schweiz“, Tafel 3, sehen kann. Auf den kurzen Holzfüßen liegen fast einen Meter im Durchmesser haltende Steinplatten, worauf erst das Gebäude sitzt. Auch in Kärnten hat man derlei Anlagen.

Eine andere Mauswehr sieht man auf Tafel Kärnten Nr. 2, bestehend aus einem außen oberhalb des zweiten Geschosses rundherum dachartig vorragendem Brette, welches die Mäuse hindert, nach dem dritten Geschosse zu kommen, wo eben das Rauchfleisch hängt. Man findet solche Mauswehren auch in Oberösterreich.

Im Marchfelde, nördlich von Wien, bei den Heanzen in West-Ungarn, in Oberösterreich, wo überall starker Getreidebau ist, befindet sich der Speicher, der dort nur für Korn dient, im Hofverbände als ein Teil des Wohngebäudes. (T.-T. I, Abb. 7, Tafel Ungarn Nr. 1 und 2.) Bei den Heanzen heißt der Kasten auch Kitting (Gehütten?). Sowie das Haus, ist er auch stets gemauert und gewölbt.

Vielfach ist der Getreidekasten ein Einbau in die Scheuer, Tafel Oberösterreich, Nr. 1 und 2, Tafel Salzburg Nr. 3 zeigt ihn solid aus Blockwerk im Inneren des Schopfens (der Hütt'n) als besonderen Bau aufgestellt.

Die Tafeln Salzburg Nr. 4 und Steiermark Nr. 5 bis 7 bringen Kasten aus Blockwerkswänden mit gemauertem Untergeschosse als Keller.

Tafel Kärnten Nr. 2, interessanter, dreigeschossiger Bau, unten in Mauer-, oben in Blockwerk, mit Mauswehr (s. o.).

Tafel Salzburg Nr. 6, vollständig gemauerter, reich bemalter Kasten im Lungau, ein Beispiel vieler dort in dieser Art vorkommenden Bauten.

In Ungarn, Kroatien und im nördlichen Dalmatien führen die Speicher den türkischen Namen Hambar. Sie stehen meist zum Schutze vor Feuersgefahr mitten im Hofe und sind entweder ganz feuersicher erbaut, oder doch, wenn tunlich mit Ziegeln gedeckt. Über kroatische Speicher wurde S. 88 gesprochen. S. Tafel Kroatien Nr. 2. Im slawischen Untersteiermark und in Bosnien hat man Speicher, welche nur auf zwei eingerammten Pfählen stehen und deshalb auch gegen die Angriffe der Mäuse gesichert sind.

Die Siebenbürger Sachsen, jahrhundertlang den Türkeneinfällen ausgesetzt, hatten ihre auf Hügeln bei den Orten liegenden Kirchen wohl befestigt, oder auch besondere Bauernburgen erbaut, welche als Zuflucht für die Bevölkerung des Dorfes und deren Habe dienten. Innerhalb der Ringmauern war für jedes Haus im Dorfe ein Gemach als Speicher für Lebensmittel und Wertsachen angelegt, welche beständig dort blieben. Der Bauer nahm sich von ersteren nur einen kleinen Vorrat mit nachhause, so daß bei Gefahr feindlicher Streifzüge hauptsächlich nur das Vieh in die Festung gebracht werden mußte. Diese Speicher werden zum Teile noch heute benützt. Auch im steirischen Raabtale, in Fehring und Feldbach sind derlei Kirchenfestungen mit Speichern noch in Resten vorhanden.

In Ungarn findet man noch manchmal unterirdische im Löß gegrabene, nach oben sich verengende Gruben zur Aufbewahrung von Getreide, welche seit Jahrhunderten auch in Griechenland, Süditalien, Frankreich, Spanien, Rußland und Ägypten als Silo bekannt sind. Auch in Norddeutschland kennt man sie als Getreidekeller. In derlei oben gut verschlossenen und gegen atmosphärische Feuchtigkeit geschützten Gruben erhält sich das Getreide lange Zeit gut. Man findet manche durch Einsturz. Zu Kronstadt in Siebenbürgen, Hof am L.-G. und Röschitz in Niederösterreich ist deren Vorkommen festgestellt worden.

13. Wein-Preßhäuser.

Über Wein-Preßhäuser wurde schon auf S. 142 im allgemeinen gesprochen. Derartige Räume sind höchst einfach und oft ist es nicht viel mehr als ein Schopfen. Interessant ist für uns die Vorrichtung zum vollständigen Auspressen des Mostes aus der Maische, welche meist schon auf dem Felde durch Stößeln der Trauben erzeugt wurde. Von der Weinpresse rinnt der Most entweder unmittelbar in Fässer des neben befindlichen Kellers, oder wenn die Gelegenheit nicht so günstig ist, in Bottiche, von wo er in die Fässer im Keller übertragen wird.

In früherer Zeit war wohl bei den Bauern das Austreten mit den Füßen üblich und soll in Dalmatien noch vor kurzem in Gebrauch gewesen sein. In Ungarn hatte man einfache Pressen ohne Hebel, wo der Druck nur mit Schraube ausgeübt wurde. Hebelpressen sind in unseren deutschen Weinländern aus dem siebzehnten, viele aus dem achtzehnten Jahrhunderte vorhanden. Es sind umfangreiche, interessant gebaute Apparate aus Eichenholz, von denen eine im nachfolgenden beschrieben wird. Sie sind dem Range und Vermögen des Besitzers entsprechend, oft mit Kehlungen und sogar Schnitzereien, Wappen und Inschriften versehen und bilden dann nebst den verzierten Fässern und wohl auch deren Inhalt den Stolz des Hauses.

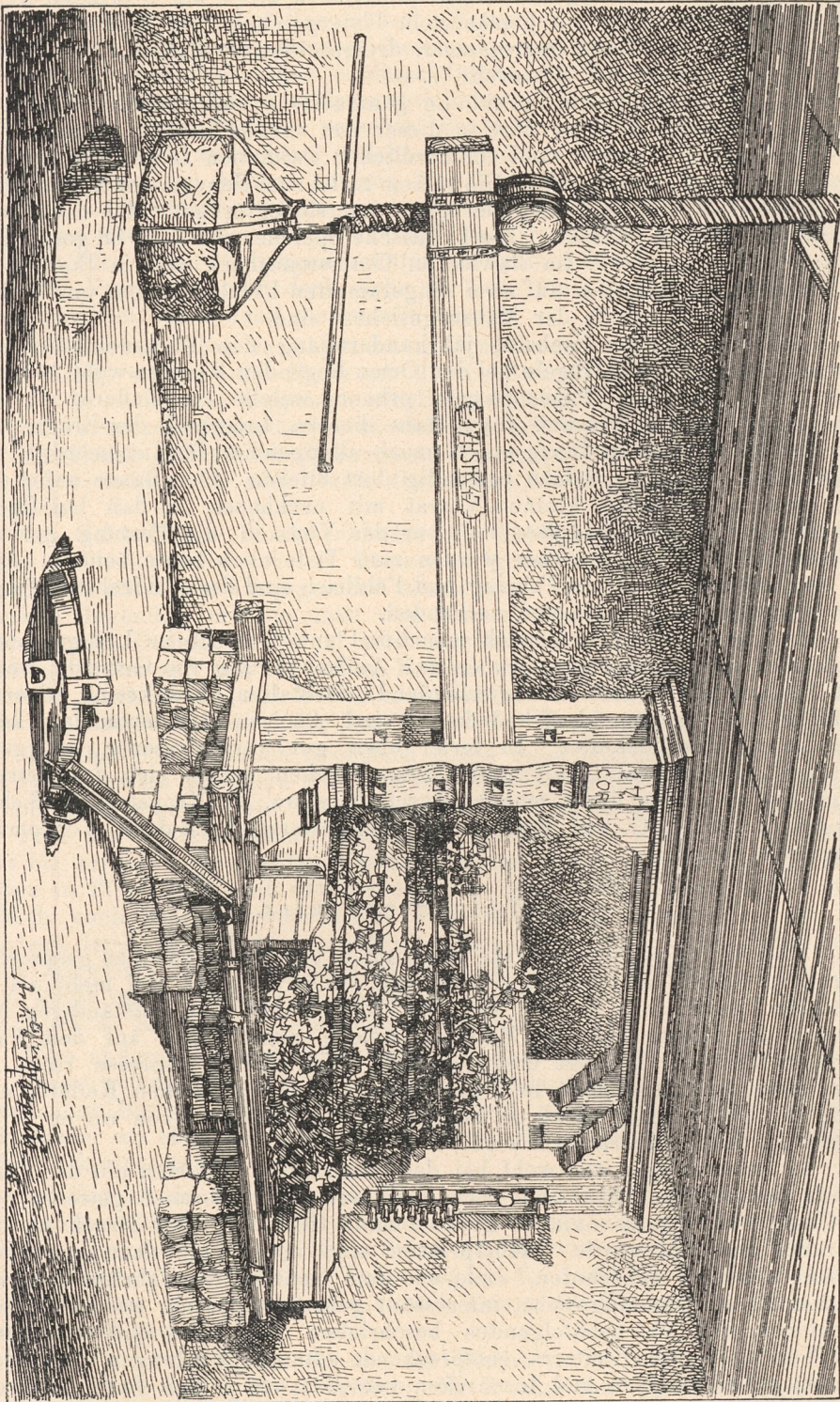


Abb. 57a.

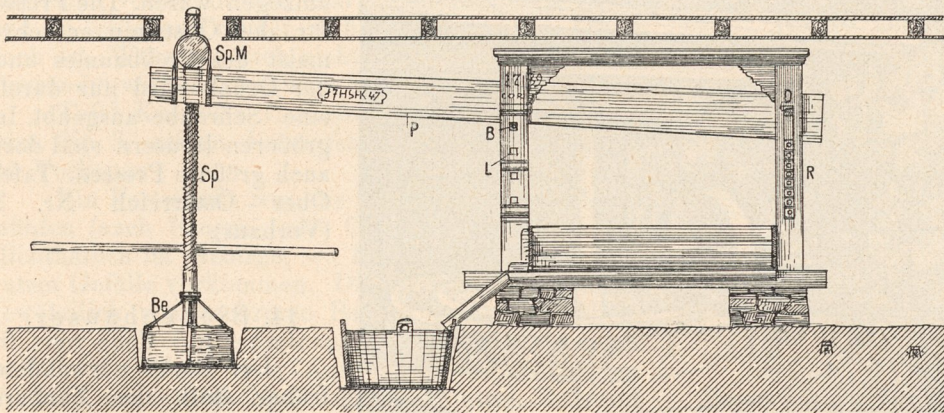
Weinpresse in Kritzendorf bei Wien, Haus Nr. 50.

A. H. 1870

Die Pressung erfolgt durch einen großen Hebel, den Preßbaum, welcher durch einen an seinem Ende frei hängenden Stein niedergezogen wird. Die Hebung des Steines geschieht durch eine stehende Schraube, die mehrere Menschen mit Hebelstangen drehen. Es gibt noch andere Einrichtungen, doch beruhen alle auf der Schraubebewegung, und die im nachfolgenden beschriebene ist die beste der volkstümlichen Weinpressen, daher in Niederösterreich allgemein im Gebrauche.

T.-Abb. 57 a und b bringen die genaue Aufnahme der Weinpresse im Hause Nr. 50 in Kritzendorf bei Wien. Sie stammt aus dem Jahre 1739. Der Aufriß zeigt den höchsten Stand des Preßbaumes *P*, die Perspektive den Stand während des Pressens. Der am vorderen Ende an der Spindel *Sp* hängende Beschwerstein *Be* wird durch Umdrehung derselben frei gehoben und preßt ohne weitere Arbeit so lange, bis er wieder in der Grube aufrucht und nach Bedarf von neuem gehoben wird. Der Preßbaum wird durch den Dorn *D* in seiner Längenrichtung festgehalten und liegt im Ruhestande auf dem Brustriegel *B*. Die Spindel ist in einem Loche des Preßbaumes frei beweglich und auch

Abb. 57 b.



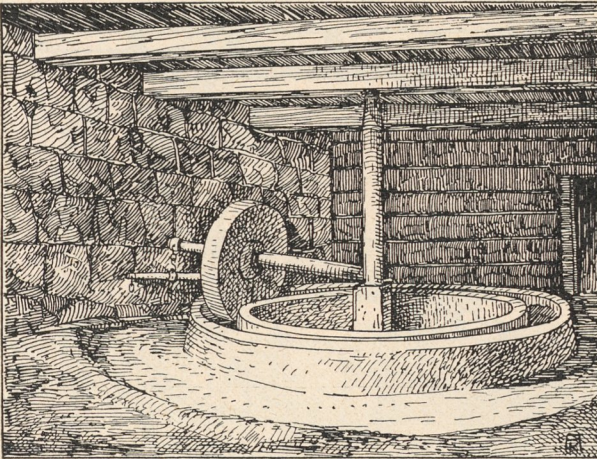
Weinpresse in Kritzendorf bei Wien, Querschnitt.

die Spindelmutter *Sp.-M.* kann sich um ihre Achse soweit nötig drehen. Behufs Pressens wird die Maische auf die Bühne gebracht, an den Seiten mit Weinlaub bedeckt und mit Eisenreifen zusammengehalten. Oben legt man starke Bohlen und quer darüber einige Hölzer, welche senkrecht zur Preßbaumrichtung sein müssen. Nun wird durch Drehen der Spindel der Preßbaum etwas gehoben, der Brustriegel *B* herausgenommen und durch entgegengesetztes Drehen zuerst der Preßbaum auf die Maischlage herabgelassen, durch fortgesetztes Drehen der Stein gehoben, wobei die Pressung der Maische beginnt. Bei einiger Hebung des Steines wird mit dem Umdrehen ausgesetzt, bis der Stein wieder in der Grube aufrucht. Wegen starker Schiefstellung des Preßbaumes gegen die Spindel muß er hinten bei *D* öfter herabgelassen werden. Die dort liegenden Riegel *R* werden nach Bedarf herausgenommen, der Preßbaum durch umgekehrtes Drehen der Spindel am vorderen Ende gehoben, die Riegel oberhalb wieder eingesteckt und die Pressung in dieser Art so lange fortgesetzt, als noch Most abrinnt. Dann muß der Baum gehoben werden, man lüftet den Maischeballen, bringt das Innere desselben nach außen und umgekehrt und preßt nochmals in vorbeschriebener Art. Selbstverständlich muß das rückwärtige Gestelle, welches den Hebel Drehpunkt

in sich hat, solid befestigt werden. Dies geschieht, indem die Säulen weit in die Erde ragen und Querhölzer tragen, auf welchen eine große Erdlast ruht. In Bozen ist die Torgel, das ist Weinpresse, von gleicher Bauart. Im „Civilingenieur“ 1887, S. 417, beschreibt Th. Beck eine dort abgebildete Weinpresse aus Malans in Graubünden (Schweiz) von 1621 und eine von 1767. Sie sind genau der Kritzendorfer Presse gleich. Es wird dort zu beweisen gesucht, daß schon die Römer im 3. Jahrhundert v. Ch. ähnliche Einrichtungen hatten.

In Oberösterreich und Steiermark ist die Herstellung des Obstweines aus dem eigens dazu gezogenen Mostobste allgemein verbreitet. Das Obst wird zuerst im sogenannten Rollnursch, T.-Abb. 58, mit steinernem Rade gequetscht, dann auf einer Presse weiter behandelt. Der Rollnursch ist öfter nur Teil eines Kreisbogens, wo dann das Rad nur eine hin- und hergehende Bewegung hat. Der Rollnursch wird in neuerer Zeit aus Stein oder Beton gemacht. Früher bestand er oft aus einzelnen ausgesuchten, gekrümmten

Abb. 58.



Obstquetsche aus Ober-Österreich.

Wurzelstücken oder Asten, welche sorgfältig zusammengearbeitet und mit Reifen umzogen waren. Die Presse für den Obstwein entbehrt meist des Preßbaumes und der Druck wird nur durch eine Schraube ausgeübt. In größeren Häusern sind dort auch größere Pressen. Tafel Ober - Österreich Nr. 3 (Vorhaus).

14. Bienenhäuser.

Der Bauer verwendete früher statt des Zuckers zur Verfüßung der Speisen selbsterzeugten Honig, der ihm auch ein geschätztes Heilmittel war. Bienenstöcke

waren daher noch Anfang des vorigen Jahrhunderts häufig zu sehen. Gegenwärtig wird die Bienenzucht nur von wenigen betrieben, obwohl sie einiges Erträgnis liefern würde. Die Stockanlage ist am Hause oder in besonderer Hütte im Garten. Die Schwarmseite ist nach Süden zu richten und die Stöcke sind vor Regen zu schützen.

15. Schmieden.

Der Schmied ist in Gegenden, wo viele Pferde gehalten werden, wegen des Huf- und Wagenbeschlages für den Bauer eine wichtige Person und nebst dem Wagner derjenige Gewerbsmann, mit dem er stets in gutem Verhältnisse lebt, während er allen andern gerne etwas am Zeuge flickt. Der Schmied ist zugleich der Arzt seines Lieblingshaustieres, daher es schon die Klugheit gebietet, sich mit ihm stets gut zu vertragen. Trotz der vielen Eisenarbeiten auf einem größeren Hofe wird doch ein ständiger Schmiedgehilfe nirgends gehalten. Dagegen ist auf größeren Einzelhöfen im Gebirge,

wo die Dorfschmiede im Tale weit entfernt ist, manchmal ein Schmiedfeuer mit den nötigen Werkzeugen, Eisen und Kohle, so daß der zeitweise oder auf besondere Bestellung erscheinende Störschmied gewisse Arbeiten, wohl auch für die Nachbarhöfe vornehmen kann. Einige Übung im Hufbeschlag müssen die Bauern in solchen Gegenden schon haben.

Schmiedehäuser sieht man auf den Tafeln Böhmen Nr. 3, 5, 12 und 15.

16. Mühlen.

Die Römer hatten bis in die Kaiserzeit nur Handmühlen, dann Wasser- und im sechsten Jahrhunderte auch Schiffmühlen. Doch blieben bei ihnen die Handmühlen noch stets im Gebrauche. Wassermühlen kamen wahrscheinlich von den Römern unmittelbar zu den Deutschen und doch sind Handmühlen noch immer in Verwendung, und zwar in den Karpathen, sehr häufig in Siebenbürgen, einzeln mindestens für Schrot und grobes Mehl auch in Unter-Steiermark, Krain und Kroatien.

T.-Abb. 59 bringt eine Handmühle aus der Bukowina*), wie sie in ähnlicher Weise in den Karpathen, bei den Polen und im östlichen Preußen zu finden war und im Osten noch ist. Wenn sie auch nicht überall für Kochmehl verwendet wird, so doch zum Schroten für Viehfutter.

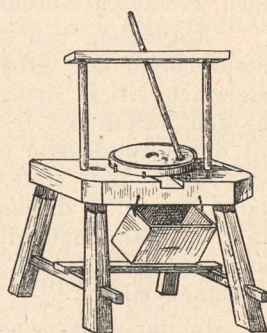
Tafel Krain Nr. 1, fünfte Abbildung und Bukowina Nr. 3, zeigen die Aufstellung der Handmühle im Vorhause.

Ein Fortschritt war die Errichtung von Hausmühlen (auch Bauern- oder Gmachmühlen genannt), allenthalben im Gebirge, wo kleine Wasserläufe mit gutem Gefälle vorkommen. Die Errichtung geschieht gewöhnlich von mehreren Bauern gemeinschaftlich, oft aber auch von einzelnen. Der Bauer zieht noch weit in der Höhe oben Kornfrucht, nicht für den Verkauf, sondern als Speise und Viehfutter, während das Stroh als Streu und für manche andere Zwecke Verwendung findet. Ist der Ertrag auch kein großer, so erspart er doch beschwerliche Fuhren aus dem Tale. Beim selbstgebauten Korn müßte man die Last behufs Mahlens hinab und wieder hinauf schleppen lassen. Schließlich hat der Bauer mit dem Müller nicht gerne zu tun, den er ganz offen beschuldigt, daß beim Mahlen im Beutelkasten noch mehr zurückbleibt, als das Maßel, welches er ihm als Mahllohn abnimmt. Er kauft sich daher feines Mehl für die Sonn- und Feiertags-Mahlzeiten, aber Mehl für Hausbrot und Schrot für das Vieh mahlt er selbst auf seiner „Reib'n“.

Die meisten Haus- oder Bauernmühlen in den Alpen sind gegenwärtig schon ziemlich gut eingerichtet, etwa so wie die kleineren Gewerbsmühlen es in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren. Wo Gewerbsmühlen bestehen, unterhalten die Bauern seltener Hausmühlen. Doch haben die großen Bauernhöfe im Murboden um Knittelfeld in ihrem Hofe, durch den gewöhnlich ein kleiner Bach fließt, modern eingerichtete Mühlen, deren Wasserrad auch ein Pumpwerk und landwirtschaftliche Maschinen betreibt.

Auf einzelnen Hausmühlen werden auch getrocknete Kräuter und Nadeln der Nadelhölzer für Vieharzneien gemahlen. Man heißt solche Mühlen dann „Stauden-Reib'n“.

Abb. 59.



Handmühle aus den Ostkarpathen.

*) Suchiewicz: Huculszczyzna I., S. 125.

Das Mühlwerk ist bei kleinen Besitzern in einem unansehnlichen Häuschen, zumeist aus Blockwerkswänden. Das Wasser wird oberhalb aus dem Bächlein in ausgehöhlten, auf Böcken liegenden Baumstämmen zur Mühle hingeleitet und schießt dann wie üblich in stark geneigter Rinne auf das einfache, oberflächliche Rad, die Stoßwirkung möglichst auszunützen. T.-Abb. 2 bringt links eine Bauernmühle zum Marhof bei Georgen am Reith bei Ybbsitz in Niederösterreich. Rückwärts sieht man noch einen Teil der Zulaufrinne, welche in die kleinere Hütte mit dem Wasserrade oben einmündet, rechts davon ist das Blockwerkshäuschen mit dem Mühlwerk.

Es gibt auch Hausmühlen mit Turbinen-Antrieb und zwar in Kärnten, Kroatien und Bosnien, wie auch im Schweizer Kanton Tessin, womit eine unmittelbare Übertragung der Drehung auf den Stein ohne Übersetzung ermöglicht ist. Tafel Kärnten Nr. 2 zeigt eine solche Anlage. Auch hier wird die Kraft des bewegten Wassers durch Stoß ausgenützt. In Kroatien und Bosnien hat man auch Turbinen mit löffelartigen Flügeln.

Die Gewerbs- oder Mautmühlen waren früher durchwegs Eigentum oder Regale der Grundherrschaften und die umwohnenden Bauern waren verpflichtet, an der Mühle ihrer Herrschaft gegen bedungene Abgabe vom Mahlgute mahlen zu lassen. Daher durfte auf den Hausmühlen nur eigenes Korn gemahlen werden.

Abgesehen von den Räumen für den Mühlbetrieb ist das Mühlgebäude entsprechend der Größe der zugehörigen Landwirtschaft erbaut. Tafel Oberösterreich Nr. 5 bringt Pläne einer Mühle in Steegen bei Peuerbach, wozu auf den Tafeln Nr. 6 und 7 verschiedene Einzelheiten folgen. Im Vergleiche mit den Grundrissen oberösterreichischer Häuser auf den Tafeln Nr. 1 und 2 sieht man, daß statt des Stalles das Mühlwerk eingerichtet ist. Stall und Stadel liegen in diesem Falle seitwärts. Tafel Böhmen Nr. 13 enthält Pläne einer ehemaligen Ölmühle in Schanzendorf, Gerichtsbezirk Zwittau im nordöstlichen Böhmen, wo die Räume für das Wasserrad der Sandsteinwand abgewonnen sind.

In der ungarischen Tiefebene, wo auf großen Strecken kein Mühl-Gefälle ist, hat man mit Zugvieh getriebene Göppelmühlen als gewerbsmäßige Anlagen. Gegenwärtig sind dort Dampfmühlen häufig und auf den Strömen sind möglichst viele Schiffmühlen angelegt.

Windmühlen waren bei uns wenig im Gebrauche und auch diese sind verschwunden.

17. Krautgruben.

Kraut ist eine Lieblingsspeise des Bauers, weil es billig zu beschaffen ist und besonders, weil es sättigt. Er versieht sich damit zur Zeit der Ernte für ein ganzes Jahr und dies macht eine gehörige Menge aus. Zur Aufbewahrung dient im gebirgigen Niederösterreich der „Krautaller“, ein fast einen Meter weiter, runder, bis drei Meter tiefer Schacht außer dem Hause, seitlich mit starken Dielen verkleidet.

Die frischen Krauthäuptel werden in siedendem Wasser flüchtig abgebrüht, dann dicht in den Schacht eingedrückt und mit Pfosten abgedeckt. Der Bedarf für zwei bis drei Wochen wird stets herausgenommen und geschnitten. Das Kraut soll sich in diesen Schächten mehrere Jahre lang genießbar erhalten. In den vorgeschritteneren Gegenden wird nach städtischer Gewohnheit das Kraut nach der Reife klein geschnitten, in Bottiche eingetreten und vor Luftzutritt geschützt.

18. Brunnen.

Der Bauer zieht den laufenden Quell mit Recht allen andern Einrichtungen vor, wenn auch die Anlagekosten größer sind. Wo die Bodenverhältnisse es gestatten, hat schon der erste Siedler seinen Hof möglichst nahe einer Quelle angelegt. Tacitus sagt in „Germania“: Einsam und abgesondert siedeln sie sich an, wo gerade ein Quell, eine Au, ein Gehölz einladet.

Die Quelle ist, wenn sie nahe dem Hause liegt, einfach gefaßt, bloß mit Stein- oder Holztritt, gewöhnlich mit Bäumen umstanden. Bei weiterer Entfernung wird das Wasser in Röhren aus durchbohrten Lärchenbäumen bis zum Hause, oder wenn dies wegen der Gefällsverhältnisse nicht möglich, zu einem tiefer gelegenen Punkte, möglichst nahe dem Hause geleitet. Am Ende steht ein aufrechtes Rohrstück, der Brunnenstock, aus dem das Wasser durch ein kurzes Auslaufrohr entquillt. Die Brunnenstöcke nennt man in Kärnten Tatermann, toter Mann, vielleicht wegen des Aussehens. Der Kopf des Stockes ist oben meist glatt abgeschnitten, auch kugelförmig zugearbeitet, in besserer Art jedoch öfter in Form eines Sternes, einer Kugel geschnitzt. Auch trägt er, doch seltener, ein geschnitztes und bemaltes Standbild.

Die einfachsten künstlichen Brunnen sind Schächte, roh mit Bruchsteinen ausgelegt, oben mit niederer, hölzerner Brustwehr umgeben. Bei den Bojken, südlich von Przemyśl in den Karpathen, gibt es noch Brunnenrohre aus einem 1·5 bis 2 Meter starken Holzstamme gehöhlt, wenn auch nur für geringe Tiefen. *)

Zum Schöpfen dient bei geringerer Tiefe ein Ast mit gewachsenem Widerhaken. Bei größerer Tiefe sind Aufziehvorrichtungen nötig. Als einfachste gilt der bekannte, für die ungarischen Ebenen so charakteristische Schwengelbaum, welcher übrigens auch in den Karpathenländern und einzeln im Westen in Meierhöfen zu finden ist. (Tafel Bukowina Nr. 3.) Die Wasserförderung damit geschieht rasch, ist jedoch anstrengend, besonders über mittlere Tiefen hinaus. Zunächst kommt der Radbrunnen mit der Kurbelwelle, Tafel Bukowina Nr. 2, welcher auch für größere Tiefen brauchbar ist und den Schwengelbrunnen verdrängt. Im rumänischen Bauernhofs zu Skeja, Tafel Bukowina Nr. 2, ist über dem Radbrunnen ein geräumiges Schutzdach auf vier Säulen erbaut, unter welchem verschiedene häusliche Vorrichtungen, wie Waschen u. dgl. vorgenommen werden können. In den Alpen nennt man ähnliche Anlagen Brunnen- oder Troglauben, einerseits offene Häuschen mit Laufbrunnen und Trog. In den westlichen Ländern bedient man sich zur Wasserhebung schon längst auch des Pumpbrunnens.

Um das Vieh bequemer tränken zu können, wird, wo nötig, eine aus einem Baumstamme gehöhlte Mulde oder ein aus Bohlen gezimmerter Trog mit Überlauf aufgestellt.

Tafel Salzburg Nr. 3. Der Brunnen steht in ziemlicher Entfernung vom Hause, ungefähr gleich weit vom Wohn- und Stallgebäude.

Tafel Salzburg Nr. 5. Zum selben Hause gehören drei Laufbrunnen, je einer vor der Hauseingangstür, im Vorhause vor der Küche und im Stallgange und bieten bequemes Wassernehmen. Auch in dem besonderen Stallgebäude, Tafel Nr. 6, welches zu diesem Gute gehört, ist ein eigener, der vierte Auslaufbrunnen.

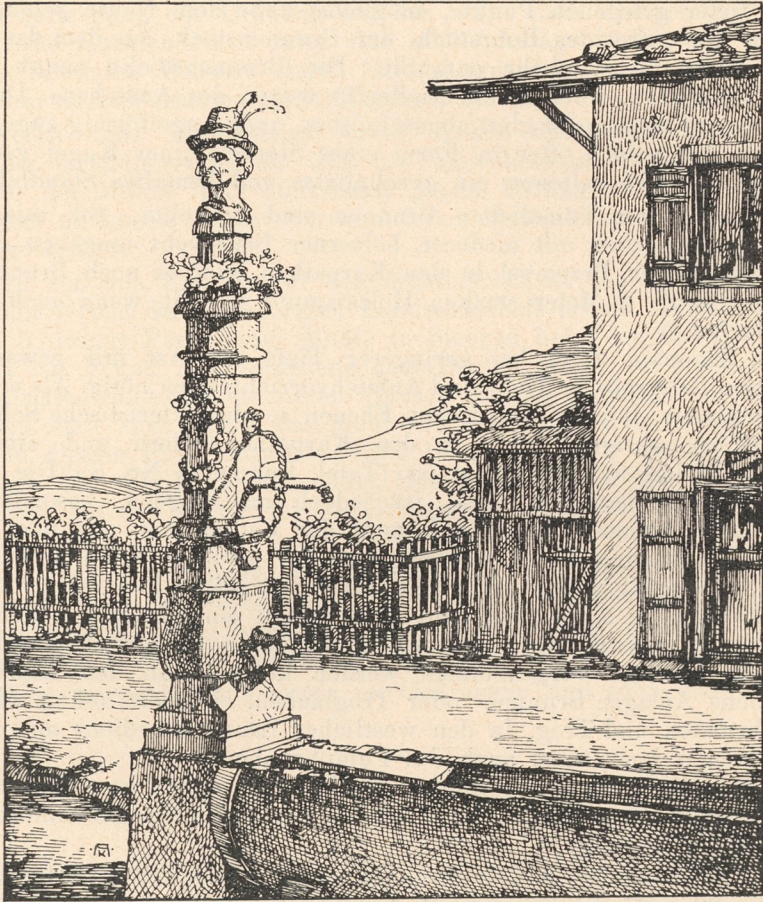
Tafel Steiermark Nr. 6, erste und sechste Abbildung, sowie Tafel Nr. 7, erste Abbildung zeigen Auslaufbrunnen mit einfach gekehltem Stockkopf, nahe dem Stalle und Wohngebäude stehend.

*) Franko: „Zeitschr. für öst. Volkskunde“, XI, S. 27.

Tafel Tirol Nr. 5, erste und dritte Abbildung, Brunnen zu Schluderns im Vinstgau und Klausen mit den Bildsäulen des leidenden Christus und des h. Florian, auf dem Stocke stehend.

T.-Abb. 60, Auslaufbrunnen in Igls bei Innsbruck mit naturalistischer Mannesbüste, ganz aus Holz geschnitzt und bemalt. Derlei Werke sind in Tirol nicht selten. Doch sieht man häufiger religiöse Standbilder, Jesus, Maria, die allgemein oder örtlich beliebten Heiligen Johann von Nepomuk, Florian, Leonhard. Im Achenal ist besonders die heilige Notburga derartig

Abb. 60.



Laufbrunnen in Igls.

geehrt. Sie ist in Eben geboren und gilt als Patronin der Dienstboten. Ihre Bildsäule ist dort aus Holz geschnitzt und bemalt auf mehreren Brunnen zu sehen.

T.-Abb. 61, Auslaufbrunnen in Villanders bei Klausen, aus Holz, in gotischen Formen. Es ist nicht unmöglich, daß die ursprüngliche Form in gotischer Zeit geschaffen und öfter genau nach dem jedesmaligen Vorbilde erneuert wurde.

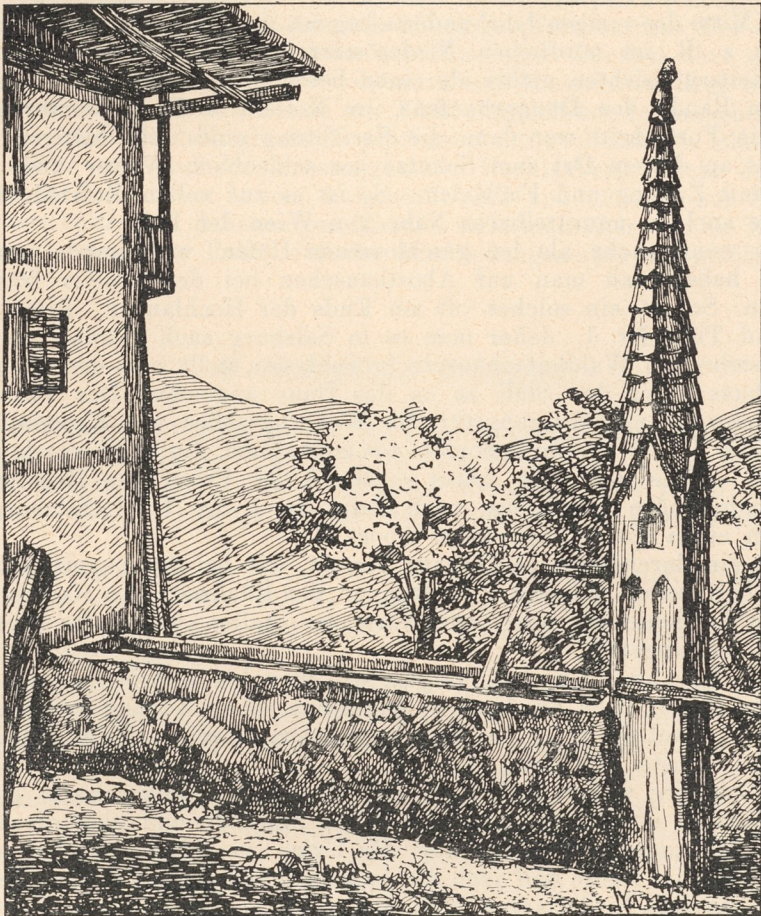
In den Alpenländern haben die außen an der Hauswand stehenden Brunnenstöcke oft mehrere Ausläufe und zwar sowohl nach außen, als auch

durch die Wand hindurch nach der Küche, (T.-T. VI, Abb. 13, aus Tirol), nach dem Stalle, sogar nach der Wohnstube, wo dann ein „Grand“ aus Holz steht, wie Tafeln Steiermark Nr. 8, Haus Nr. 48 und Kärnten Nr. 4 zeigen.

In Tafel Oberösterreich Nr. 2 sehen wir eine Brunnenstube im Hause, in T.-T. V, Abb. 6, Haus aus dem Innviertel in Oberösterreich *) sogar einen Brunnen in der Stube.

Auch dort, wo Schöpfbrunnen allein möglich sind, stellt man diese häufig außen an die Hauswand und hat mehrere Ausläufe, wie oben beschrieben.

Abb. 61.



Laufbrunnen in Villanders.

Wenn man auch nach außen schöpfenshalber gehen muß, so ist doch das Hineinschaffen bedeutender Wassermengen, z. B. in den Stall erspart.

Bei den Huzulen in der Bukowina sind auch Quellen an Wegen oder in den Feldern öfter gefaßt und für Feldarbeiter und Wanderer zur Trinkgelegenheit gerichtet. Neben der Quelle steht auf einem Stocke unter einem Dächlein ein hölzernes Trinkgefäß. Ein schattenspendender Baum und eine

*) Bancalari: „Hausforschung in den Ostalpen“. Tafel V, Abb. 96.

Bank darunter, manchmal auch noch ein Tisch laden zum Ausruhen ein. Abseits vom Wege liegende Quellen sind durch ein einfaches Kreuz kenntlich gemacht. Wo ein Brunnen fehlt, stellt der Huzule manchmal an besonderen Orten eine Kanne mit Wasser auf, was man mit „Lohn's Gott“ bezeichnet*).

19. Aborte.

Aborte sind bei den Bauernhäusern durchwegs keine alte Einrichtung und wir brauchen nicht weit zurückzugehen und werden nicht nur im Osten der Monarchie und in Ungarn, in Obersteier und im Böhmerwalde, wo sie zumeist noch heute fehlen, sondern auch in anderen Ländern dieselben vermissen. Erst seit Mitte des vorigen Jahrhunderts begann man mit sehr einfacher Anlage derselben z. B. im nördlichen Niederösterreich. Es gab eben früher aus Reinlichkeitsrücksichten nichts als einen bestimmten, etwas abseits gelegenen „Ort“ am Rande des Düngerhaufens, im Notfalle z. B. in Winter auch im Stalle. Ein Fortschritt war dann die Errichtung eines sehr luftigen Bretterhäuschens an diesem Ort zum Schutze vor schlechtem Wetter und fremden Blicken mit Zugang und Fußboden. So ist es zur vollen Zufriedenheit der Landleute auch in unmittelbarer Nähe von Wien der Fall.

Ein wenig mehr als bei geschlossenen Höfen, wo Fremde nur selten Einblick haben, sah man auf Aborthäuschen bei den allseits freien Einheitshöfen. So ist ein solches oft am Ende der Hochlauben, Tafel Kärnten Nr. 2 und Tirol Nr. 1, daher man es in Salzburg auch „Laube“ nennt. Bei den frei stehenden Waldhufenhäusern in Schlesien stellt man den Abort hinter das Vorhaus gegen den Stall zu an das Haus angelehnt. Das Vorhaus hat gegen rückwärts eine Ausgangstür. Im Weberhäuschen von Krombach, Tafel Böhmen Nr. 12 ist er vom Schopfen aus zugänglich. Im Sulzbergtale des südwestlichen Tirols steht der Abort sogar in der Front der Hochlaube, im Küstenlande außen am Hause nach Tafel Nr. 1. In Tafel Salzburg Nr. 5 sieht man einen später angebauten Abort.

Wo ein durchgehendes Vorhaus besteht, wie bei der bayerischen Form, ist der Abort zuweilen außer demselben an der Rückseite des Hauses, ähnlich wie oben in Schlesien, auch rückwärts des Stalles, wo dieser bequem zur Wohnung ist, angelegt.

T.-T. II, Abb. 28 und 29 zeigen, wie man bei Anbringung des Abortes außer dem Hause, doch an dasselbe angelehnt, einen Zugang von innen hergestellt hat. Ähnlich ist es bei den Gottscheern zuweilen, Tafel Krain Nr. 1, fünfte und sechste Abbildung.

In Salzburg waren früher in den meist im Obergeschosse gelegenen Schlafkammern von innen durch die Wand führende und über dieselbe vorstehende Holzrinnen zur Abführung des Urins zu sehen, offenbar um Verunreinigungen im Hause und auch die Anschaffung gewisser Töpfe zu ersparen.

Wo im Hofe Niederlauben sind, was meist als neue Anlage angenommen werden kann, baut man den Abort auch außerhalb derselben, von der Laube zugänglich, T.-T. I, Abb. 6.

Bei den künischen Freibauern im Böhmerwalde, T.-T. VI, Abb. 18 a und 18 b ist außer dem Aborte hinter dem Vorhause noch einer im Obergeschosse der Hochlaube angebracht, was in Anbetracht des strengen Winters bei diesen hochgelegenen Gehöften durchaus nötig erscheint; in Vorarlberg ist er im Verande des Einheitshauses. (Tafel Nr. 1.)

Weiter ist der echte Bauer in der Bequemlichkeit diesfalls nicht gekommen und im Innern des Hauses wird man nur höchst selten einen Abort finden.

*) Kaindl: „Mitt. der Anthropol. Ges.“, XXVI, S. 159.

20. Gärten.

So gute Gelegenheit der Bauer hätte, beim Hause größere Gartenanlagen zu machen und ohne besondere Mühe und Kosten Obstzucht zu treiben, so selten nützt er sie genügend aus. Feines Obst wird nur in einzelnen Gegenden in größeren Mengen gezogen und für die Mostbereitung sucht man nur recht viel, wenn auch minderwertiges zu erzeugen. In der Nähe größerer Städte betreibt man etwas Gemüsebau, sonst überall nur so viel, daß der häusliche Bedarf gedeckt ist. Die Frauen und Mädchen bauen einige wenige besonders beliebte Blumen, riechende und heilsame Kräuter für Mensch und Vieh.

Früher sah man im Dorfe manchmal vor den Häusern schmale Gärtchen, welche jedoch meist aus Verkehrsrücksichten geopfert wurden. Der eigentliche Garten ist hinter dem Hause, oder bei einzelligen Dörfern über der Straße, dem Hause gegenüber. Bei Einheitshäusern und Einzelhöfen liegt er vor dem Wohntrakte und ist zum Schutze vor Vieh eingefriedet. In manchen Häusern ziehen die weiblichen Mitglieder Topfpflanzen mit grellfarbigen Blüten, die in den Fenstern und auf den Brüstungen der Hochlauben, welche dazu breite Bretter mit Randleisten haben, aufgestellt sind und oft sehr zur Zierde der Holzhäuser beitragen. An sonnigen Mauern sieht man öfter, wo die Lage dafür günstig ist, eine alte Rebe, auf der Einfriedungsmauer die glückbringende Hauswurz.

F. Religiöse Anlagen.

Der Bauer ist durchgehends tief religiös, wenn auch in einer seinem Bildungsgrade entsprechenden wenig idealen Weise. Im Gefolge der kirchlich gelehrten Religion zieht eine große Schar abergläubischer Vorstellungen und Gebräuche, welche von der Kirche lange bekämpft, endlich doch geduldet wurden.

Sein ganzes Hab und Gut und seine Erntehoffnung sind vollständig den Naturkräften preisgegeben und es scheint, daß in vielen Fällen in ihm noch die Furcht vor dem Zorne und Wüthen der überirdischen heidnischen Mächte trotz des christlichen Glauben lebt.

Die Grundsteinlegung des Hauses, der Umzug in eine andere Behausung, die Abwehr feindlicher Wünsche böser Menschen, das Übelwollen von Zauberern und Hexen und zahlreiche andere vermutete Einflüsse auf Mensch und Vieh haben ein ganzes System von Gebräuchen gezeitigt, welche zum Wissensschatze des Bauers gehört und in der Regel strenge beobachtet wird.

Am meisten ist das Heidentum noch im Gebirge vertreten. Dem Huzulen in den Ost-Karpathen ist die Herausfindung eines den unsichtbaren Gewalten genehmen, dem Walten böser Geister unzugänglichen Bauplatzes vor allem wichtig.*) Er beobachtet daher genau alle ihm durch die Überlieferung bekannten Anzeichen, so das Verhalten des darauf getriebenen Viehes, der Ameisen, den Erfolg von ihm angestellter bestimmter Versuche. Er läßt sich von Zigeunern oder Zauberern über das künftige Schicksal des Hauses auf bestimmter Stelle wahrsagen. Ähnliches geschieht bei den Südslawen.

Ist nach seiner Überzeugung der richtige Bauplatz endlich herausgefunden, so muß den dunklen Mächten ein Opfer gebracht werden, welches einen gewissen Wert haben soll und im Grunde des Hauses unter der Schwelle oder einer Hausecke versenkt wird. In der heidnischen Zeit waren diese Opfer bei wichtigen Bauten auch Menschen, gewöhnlich Gefangene,

*) Kaindl, „Mitt. der Anthropol. Ges.“ XXVI, S. 148.